



Ein trägerübergreifendes Projekt der politischen Bildung

Beteiligte Träger: AdB • AKSB • DVV • HVHS

Projekträger: Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke (AKSB)

Heilsbachstr. 6, 53123 Bonn, Tel. (02 28) 64 50 58, Fax 642 09 10

E-Mail: roelli@aksb.de, Homepage: www.aksb.de/familie-und-gewalt

PD Dr. Barbara Rendtorff

Geschlecht, Erziehungshandeln und Gewalt

(Das Referat wurde auf der Fachtagung „Gewaltfreie Erziehung“: Zu Theorie und Praxis eines pädagogischen Leitbildes vom 24./25. Oktober 2000 gehalten, das die Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke (AKSB) in Kooperation mit der Bildungsstätte Alte Schule Anspach im Rahmen des Projektes „Familie und Gewalt: Menschen würdig erziehen!“ durchführte.)

Ich möchte meinen Vortrag auf zwei unterschiedlichen Ebenen ansiedeln; zum einen auf der Ebene der konkreten Geschlechtererwartungen von Kindern an sich selbst bzw. von Eltern und Gesellschaft an Kinder und Jugendliche; und zum zweiten auf einer allgemeineren, abstrakteren Ebene, bei der es um die Frage der Anerkennung des Anderen als anders gehen soll. Und natürlich bleibt dann noch zu fragen, was beide miteinander und dem Aspekt 'Gewalt' zu tun haben.

Die Erwartungen an Frauen und Männer, die Geschlechterleitbilder und die gesellschaftlichen Zuschreibungen von männlich und weiblich sind uns allen scheinbar gut bekannt, aber es verstecken sich darin Aspekte, die nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Und manche Unterschiedlichkeiten werden auch durch die forcierte Gegenüberstellung der Betrachtung von Mädchen und Jungen so verstärkt, dass man dadurch auf falsche Fährten gelockt wird.

Grundsätzlich will ich noch vorausschicken, dass es keine nicht-geschlechtete (nicht sexuierte) Wahrnehmung eines Menschen gibt. Wir wissen beispielsweise aus sogenannten Baby-x-Versuchen, dass ein Säugling oder Kleinkind, wenn es als männliches ausgegeben wird, anders empfunden und behandelt wird - tatsächlich anders 'gesehen' wird, als wenn man dasselbe Kind als Mädchen ausgibt. Außerdem wissen wir auch, dass wir alle, Eltern, LehrerInnen, VerkäuferInnen, BusfahrerInnen usw. die Tendenz haben, freche, laute Mädchen anders (und i.d.R. 'schlimmer') zu empfinden als freche, laute Jungen, auf weinende Jungen anders zu reagieren als auf weinende Mädchen usw.

Dahinter steht jenes Wirkungsgeflecht, das in der Geschlechterforschung mit dem Ausdruck "Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Konstruktion" umschrieben wird. Diese Begrifflichkeit hebt darauf ab, dass unsere Gesellschaft in ihren elementaren Strukturen eine Binarität [Zweiwertigkeit] behauptet und ständig selbst erzeugt. Dabei werden immer zwei Pole gesetzt: aktiv-passiv, Geist-Körper, männlich-weiblich. Diese Ordnung der Zweiwertigkeit ist nicht etwa nur beschreibend, sondern erzeugt selbst den Druck, sich selbst, die Gegenstände, die Welt, das Wissen zuzuordnen zu einer Seite, sich selbst zu definieren und Eindeutigkeiten herzustellen - auch da, wo man weder das Bedürfnis dazu empfindet noch es unbedingt nötig erscheint. Es wird gewissermaßen 'Natur erzeugt', die dann für wahr gehalten, an die 'geglaubt' wird. (Nehmen Sie als Beispiel festlegende, definierende Formeln wie 'Ein Indianer kennt keinen Schmerz', sprich: 'Wenn Du weinst, bist Du kein richti-

ger Junge'.) Das Entweder-Oder ist ja überhaupt ein Kennzeichen des modernen Denkens, ein Mechanismus, der weitgehend unbewusst bleibt.

Die Sicherheit, mit der wir solche Zuordnungen vornehmen, wird unterstützt durch unsere über Jahrhunderte gewachsene Fertigkeit, Dinge, Sachverhalte, Personen und uns selbst so weit zu vereindeutigen, dass sie/wir gut in diese Binarität hineinpassen. So kann man sagen, dass eine Art 'kulturelles Gedächtnis' entstanden ist, in dem dieses 'Wissen' aufbewahrt ist. Wie die mit dem Körper gemachten Erfahrungen ins Körperbild des Kindes, so schreiben sich auch hier Erfahrungen, Einstellungen, politische Argumentationen usw. in einen Katalog ein, der den Charakter einer 'gemeinsamen Wahrheit' erhält. Dieses 'Gedächtnis' gehört zum Fundament der kulturellen Verfasstheit unserer Gesellschaft, wird von den einzelnen Individuen je eigenständig angeeignet und in diesem Selbstzuschreibungsprozess zugleich immer aufs Neue bestätigt und erzeugt. Es ist dies also kein einfacher Kreislauf, da der Aspekt der aktiven Übernahme eben auch die Chance zur Veränderung enthält.

Natürlich geht das alles nicht ohne Konflikte ab, im Gegenteil, aber da dieses kulturelle Gedächtnis weitgehend unbewusst und deshalb nicht verfügbar ist, erscheinen die Konflikte ganz überwiegend als etwas anderes, als sie tatsächlich sind. (Ein gutes Beispiel wäre hier die aktenkundige Tatsache, dass es bei jungen Mädchen eine auffallend hohe Rate fehldiagnostizierter Blinddarm-Operationen gibt, bei denen der Zusammenhang zur Menarche und den psychischen Problemen sich entwickelnder weiblicher Sexualität offenbar nicht bedacht worden war.) Wir müssen zudem berücksichtigen, dass diese Kultur der Zweigeschlechtlichkeit eine Hierarchie in sich birgt. Dass Männer und die dem Männlichen zugeordneten Aspekte ('männliche Eigenschaften') über Jahrhunderte für wichtiger, wertvoller und gesellschaftspolitisch angesehener gehalten wurden, zählt mittlerweile zum Allgemeinwissen und ist von seiten der Frauen(bewegungen) auch immer wieder kritisiert worden. Auf der bewussten Ebene gibt es da auch eine ganze Menge von Erfolgen zu verzeichnen - entscheidend ist aber letztlich die Frage, wie es gelingen kann, auch die unbewussten Einstellungen zu verändern. Denn das kulturelle Gedächtnis hat zwei wesentliche Wirkungsweisen: es ist persistent, d.h.: es hat die Tendenz, zu beharren, unverändert fortzubestehen; und es ist performativ, d.h.: durch immer wiederholtes Darüber-Sprechen werden die Einstellungen immer aufs Neue wiederbelebt und als "wahr" bestätigt. Es muss uns also darum gehen, diese Wirkungsweise abzuschwächen.

Interpretationen von kindlichem Verhalten und Selbstdarstellungen haben also (neben anderen) stets eine Geschlechterdimension. Ob wir wollen oder nicht, selbst wenn wir uns ausdrücklich bemühen, nur das Kind und nicht sein Geschlecht zu sehen, so zeitigt doch das kulturelle Gedächtnis seine Wirkung und erschwert unsere Versuche, die Geschlechterbilder zu verflüssigen. Im Bereich der kindlichen Entwicklung gibt es eigentlich nur zwei manifeste Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, die einen realen Kern haben und insofern nicht allein auf sozialisierende Einflüsse zurückgeführt werden können. Das eine ist die Tatsache des geschlechtlichen Körpers mit seiner unterschiedlichen genitalen Ausstattung. Über unmittelbare kindliche geschlechtliche Körpererfahrung wissen wir leider sehr wenig, doch kann man m.E. davon ausgehen, dass die unterschiedliche Lage der Genitalien auch ein unterschiedliches Körpergefühl bedingt, d.h. Mädchen und Jungen beziehen sich mit je unterschiedlichen Fragen auf ihren Körper und ihr Körperinneres. Der grösste Unterschied wird wohl darin liegen, dass Mädchen sich selbst ein Bild ihrer Genitalien und des Körperinnen machen müssen, weil diese sich dem Blick nicht darbieten; es gibt weniger Gewissheit und mehr Interpretation. Auch die Sorgen und Phantasien um mögliche Gefährdungen des Genitales sehen unterschiedlich aus, je nachdem, ob man ein äusserliches oder ein innenliegendes Organ schützen und verteidigen muss. Ohne das hier weiter auszuführen wäre als ein zentraler Punkt noch aufzuführen, dass das männliche Genitale in unserer Kultur ja als das 'wertvollere' gilt. Kleine Jungen werden also (fälschlicherweise) in einer Position des 'Habens' fixiert ('Sei doch froh, Du hast das bessere Teil erwischt'), kleine Mädchen werden über das (scheinbare) Nicht-Haben hinweggetröstet mit

dem Verweis auf spätere Mutterschaft. Das macht beide unsicher und besorgt, aber auf sehr unterschiedliche Weise: Der kleine Junge meint, er müsse das, was er 'hat' schützen und verteidigen, das kleine Mädchen ist verunsichert durch die Botschaft, dass sie etwas Wichtiges 'nicht hat' und ist sich folglich unsicher darüber, wie sie das, was sie ja zweifellos doch 'hat', einschätzen und wertschätzen soll.

Und natürlich sind darüber hinaus auch die Phantasien über die genitale Sexualität und die eigene Beteiligung an der Fortpflanzung höchst verschieden. Auch hier wird sich die Erwartung von im eigenen Bauch wachsenden Babies in das Körperbild anders einschreiben als die in unserer Kultur an männliche Potenz geknüpften Bilder und Phantasien.

Die reale geschlechtliche Unterschiedlichkeit erlangt ihre Bedeutung aber erst über Bebilderungen, über äußere und innere Bilder, die sich jeder Mensch von sich und anderen macht, und die sich herleiten aus dem "kulturellen Gedächtnis" seiner Gesellschaft. Bedeutung wird erzeugt im Feld imaginärer Zuschreibungen, symbolischer Einordnungen und kultureller Interpretationen, und nicht zuletzt spielen dabei die Interpretationsspielräume der jeweiligen Eltern und Bezugspersonen eine große Rolle.

Der zweite wichtige 'reale' Unterschied entspringt der Tatsache, dass die Mutter für das Mädchen ein gleichgeschlechtliches, für den Jungen aber ein gegengeschlechtliches Liebesobjekt ist. Denn auch wenn aktuelle Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen der Auffassung Vorschub leisten, Mutter und Vater seien dann austauschbar, wenn sie sich nur zu gleichen Teilen um die Versorgung des Säuglings kümmern würden, so ist dem aus psychoanalytischer Perspektive klar zu widersprechen. Ich gehe hier und im folgenden davon aus, dass Mutter und Vater (welches im strengen Sinne 'Positionen' sind, deren Platz auch von anderen, nicht den leiblichen Eltern, eingenommen werden kann) in der psychischen Entwicklung des Kindes unterschiedliche Aufgaben zukommen, dass diese beiden Positionen weder vermischt noch ersetzt werden noch einfach wegfallen können.

Diese Tatsache führt dazu, dass die Autonomieentwicklung bei Mädchen und Jungen unterschiedliche Vorzeichen hat. Grundsätzlich ist jedes Kind (jeder Mensch) in seinem Triebgeschehen durch zwei wesentliche, einander widerstrebende und doch zusammengehörende Dynamiken geprägt: durch Symbiosewünsche und Autonomiebestrebungen, durch den Wunsch nach Verschmelzung und Fülle einerseits, und dem nach Trennung andererseits. Um Autonomie zu gewinnen, muss der Säugling zunächst einmal lernen, sich von der Mutter zu unterscheiden. Grob verkürzt wird hier abgenommen, dass der Junge als gegengeschlechtliches Kind für die Mutter von vornherein ein 'Anderer' ist. Seine Autonomieentwicklung steht also unter dem Vorzeichen der Trennung - wobei das Trennende tendenziell überbetont wird und der kleine Junge häufig zu wenig in dem Kummer über diese Trennung, diesen Verlust an Ähnlichkeit begleitet wird. (Vielleicht ist die auffällige Tatsache, dass viele Mütter ihre kleinen Söhne mehr 'bemuttern' (beim Anziehen helfen usw.) und unselbständiger halten als ihre Töchter, auch eine Antwort auf diese Problematik.) Hier wäre ein zuverlässiger Vater wichtig, der dem Jungen Schutz und Unterstützung anbietet und sich selbst als alternatives Objekt. Insofern ist das typische Problem der männlichen Entwicklung, dass die den Autonomiewünschen innewohnende Zwiespältigkeit zur Seite der Trennung hin aufgelöst wird und der Wunsch nach Bindung und Aufgehobensein ganz verloren oder zurückgewiesen wird, was dann später bei erwachsenen Männern als Beziehungsproblematik wieder auftaucht. (Dies ist im übrigen ein wichtiger Aspekt in der aktuellen Männerforschung, vgl. z.B. BauSteineMänner; Conell – s. Literaturhinweis.)

Auf der Ebene des geschlechtlichen Körpers taucht diese Problematik des Getrenntseins dann als Besorgnis auf: die Attitüde kleiner Jungen, die bis an die Zähne bewaffnet, laut und raumgreifend durch den Kindergarten rennen, ist nicht so sehr als aggressive zu werten, sondern vielmehr als eine "kontraphobische", also angstabwehrende Aktivität. Dazu kommt, dass alle Kinder eine Phase des Geschlechtsneids durchleben, in der sie vermuten, das Gegengeschlecht sei besser ausgestaltet und somit glücklicher dran als sie selbst. Die hierarchische Auffassung von männlich und weiblich gestattet es dem kleinen Jungen aber

nicht, seinen Kummer darüber, dass er "nur" ein Junge ist und nie eine Mama ("wie die Mama") sein wird, wirklich als Verlust zu betrauern.

Die Tochter als gleichgeschlechtliches Kind ist für die Mutter nicht in derselben Weise (nicht 'einfach', nicht so eindeutig) 'anders', wie der Sohn es ist. Ihre Autonomie-Entwicklung ist von hoher Ambivalenz geprägt, ihre Wünsche, sich von der Mutter zu unterscheiden und zu trennen, sind verquickt mit der Befürchtung, diese Trennung werde die Mutter verletzen oder zerstören. Typisch für die weibliche Entwicklung ist entsprechend (1) die Schwierigkeit, sich zu konturieren und zu unterscheiden ohne Angst, und (2) die verbreitete Schwierigkeit, Trennung zu erleben (geschehen zu lassen), ohne sich als Person zerstört und getroffen zu fühlen. Auch hier wäre übrigens ein Vater sehr hilfreich, der dem Mädchen helfen kann, Trennung und Unterscheidung von der Mutter zu empfinden, ohne sie ganz verwerfen zu müssen. Dazu kommt noch erschwerend, dass die Autonomiewünsche das Mädchen von der Mutter wegführen, während die Unsicherheit über die Beschaffenheit ihres geschlechtlichen Körpers sie angewiesen macht auf die Mutter, damit diese ihr versichern kann, dass ihr Körper intakt und gut geraten ist. M.E. geht diese Angewiesenheit auch zu einem guten Teil in Mädchen- und Frauenfreundschaften ein und gibt denen einige ihrer typischen Facetten.

Nur am Rande soll darauf hingewiesen werden, dass das Erreichen einer sicheren, versöhnten Geschlechtsidentität offenbar ein so anfälliger Prozess ist, dass er auch bei vielen Erwachsenen noch nicht zum Ende gekommen ist. Es ergibt sich dann die neurotische Figur, dass die eigene Geschlechtsidentität von der Wahl des Liebespartners gestiftet wird. Da unsere Gesellschaft stark heterosexuell geprägt ist, wird das eigene Geschlecht als 'gesichert' empfunden, wenn das Liebesobjekt gegengeschlechtlich ist: 'Ich liebe einen Mann, das bestätigt mir, dass ich eine Frau bin' – und vice versa. Das hat natürlich eine tragische Kehrseite, denn die Umkehrung lautet ja: 'Wer einen Mann liebt, kann nicht selbst ein Mann sein', oder, nicht weniger dramatisch: 'Wer keinen Mann liebt, hat nicht bewiesen, dass sie eine Frau ist' (und vice versa) - Denkfiguren, die den Umgang mit Homosexualität und Bisexualität in unserer Gesellschaft außerordentlich stark beeinflusst haben und bei der Herausbildung geschlechtlicher Identität eine wichtige Rolle spielen.

In diesem Zusammenhang wird auch die Tatsache interessant, dass die Zuordnung zum Feld des Männlichen deutlich rigider gehandhabt wird als im Bereich des Weiblichen. Mädchen wird eher gestattet, männliche Attribute auszuprobieren als umgekehrt, und ein 'wildes' Mädchen zieht eine andere Art von Abwertung auf sich als ein weicher Junge. Ohne das hier näher ausführen zu können, sei doch darauf hingewiesen, dass hier die Vermutung nahe liegt, dass die männliche Position insgesamt die 'gefährdetere' ist, dass sie unsicher ist und stark verteidigt werden muss. Und gefährdet ist sie offenbar nicht so sehr von seiten der Frauen, als vielmehr von innen. Wenn Sie auf einem Schulhof in der Pause die Schimpfwörter sammeln würden, würden Sie unschwer feststellen, dass diejenigen in Bezug auf Mädchen eher um das 'Nuttige' kreisen, also um vermutete, angeblich ausschweifende heterosexuelle Aktivität bzw. um die Beschaffenheit ihres weiblichen Körpers, während die Schimpfwörter für Jungen viel mit Schwulsein zu tun haben und die heterosexuelle Komponente vor allem in Verbindung mit einem verbotenen Objekt auftaucht (z.B. der Mutter).

Kurz gesagt: Wenn die Unsicherheiten der Kinder im Entwicklungsprozess nicht aufgefangen werden können, sondern auf der Folie dessen, was ich das kulturelle Gedächtnis genannt habe, in eine bestimmte Form gebracht werden, dann wachsen die Kinder in Geschlechtspositionen hinein, aus denen sich nur sehr schwer und nur in Grenzen heraustreten lässt. Die männliche Position ist in unserer Kultur organisiert um Getrenntheit und Verteidigung, die weibliche um eine gewisse Unklarheit in Bezug auf den eigenen Körper und die Beziehung zur Mutter.

Jetzt wechseln wir vorübergehend die Ebene. Unser Stichwort heute ist ja Gewalt bzw. die "gewaltfreie" Erziehung. Ich denke, es wird weitgehend Konsens sein, dass mit "gewaltfrei"

nicht die Abwesenheit von Streit oder Aggression gemeint sein kann, denn das wäre ein ganz großes Missverständnis.

Aggression ist als aktiver Triebanteil in den menschlichen Handlungen enthalten, gibt den aktiven Impuls ab zur Auseinandersetzung mit der Welt, auch in der Sexualität ist eine 'aggressiv'-aktive Komponente enthalten. In einer psychoanalytischen Perspektive unterliegt das Triebgeschehen "den Einflüssen der drei großen, das Seelenleben beherrschenden Polaritäten": aktiv-passiv (die Freud als biologische bezeichnet), Ich-Außenwelt (als reale) und Lust-Unlust (als ökonomische), zwischen denen sich beständig ein dynamisches Geschehen entwickelt.¹ Dabei kann die Dynamik nicht nach einer Seite hin aufgelöst werden, sondern besteht gewissermaßen als Mischungsverhältnis. Wie die vorher erwähnten gegensätzlichen Wünsche nach Aufgehobensein und Autonomie ist auch im Triebgeschehen der aggressive Aspekt mit allen Triebregungen notwendigerweise vermischt – erst die *sc u g*, das Auseinanderfallen oder Zerschneiden des labilen Gleichgewichts lässt Aggression in Destruktion umschlagen. Destruktion ist also eine Folge einer fehlgeschlagenen Integration widerstreitender Aspekte im Ich – sei es, dass in der individuellen Lebensgeschichte dieses Menschen die Eltern ihre edukative Aufgabe nicht erfüllen konnten, oder sei es, dass das gesellschaftliche Umfeld ein Menschenbild hervorgebracht hat, das dieser Nicht-Integration Vorschub leistet (indem es z.B. Aggression stark tabuisiert, einen unerträglichen Unterwerfungsanspruch hat o.ä.). Auf jeden Fall ist die Integrationsleistung das Ergebnis eines Erziehungs- und Sozialisationsprozesses, eines 'Aushandlungsprozesses' zwischen Individuum und Gemeinschaft, so dass man sagen kann, dass Auseinandersetzung und "Streit die soziale Ordnung nicht zerstört, sondern bindet".² Dieser Prozess verläuft im übrigen jeweils unterschiedlich und führt zu jeweils individuellen 'Mischungsverhältnissen'. Dabei kann man grundsätzlich festhalten, dass die Befähigung zum Aushalten bzw. Leben von Widersprüchen mit der inneren Sicherheit wächst, bzw. umgekehrt: je unsicherer jemand ist, desto größer die Bereitschaft zu Rigidität und Spaltungen (in gut oder böse, Freund oder Feind usw.) – sei es in Sekten, politischen Gruppen oder auf der Straße.

Aggressive Akte, für die nach Begründungen gesucht wird, haben also gewissermaßen noch einen Appell-Charakter, sind immerhin 'Formulierungsversuche' und damit Versuche, das Geschehen, den Akt einzuordnen in irgendeine Logik, die sich an soziale Zusammenhänge immerhin anbindet. Hass oder 'namenlose Wut' ist dagegen eher ein Zusammenbruch, eine Auflösung, die objektlos ist, bei der das Individuum aus dem gegebenen Rahmen (der Familie, der Gruppe, der Gesellschaft mit ihren Normen und Vorstellungen) ganz herausfällt.

Dass Aggressivität und Wut beide damit zu tun haben, dass die psychische Integrationsleistung widerstrebender Aspekte im "inneren des Menschen" misslungen ist, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Frage, wie denn das gesellschaftliche Umfeld mit dieser Widersprüchlichkeit umgeht. Ganz sicher muss man davon ausgehen, dass der 'Widerstreit der Gefühle' für jedes Kind beunruhigend ist, dass folglich eine Strategie der Konfliktvermeidung ('Streitet Euch nicht!') ebenso falsch und nutzlos ist wie ein "sentimentaler" Umgang (Winnicott) mit jugendlicher Aggressivität ('Er hat's nicht so gemeint', 'hat die Nerven verloren', 'kann jedem mal passieren'), sondern dass es vielmehr darum gehen muß, einen Rahmen zu errichten, der gewissermaßen unzerstörbar ist, in dem die ganze Widersprüchlichkeit sich zeigen kann und der ihr doch standhält. Eine Voraussetzung dafür ist die gegenseitige Anerkennung mit/in dieser Widersprüchlichkeit: d.h., dass jedes Individuum unerreichbar eigen ist, dass der andere (im überpersönlichen Sinne: der andere Mensch, ob Kind oder erwachsen) anerkannt wird als anders – nicht weil er ein Gleicher ist, sondern

¹ Freud, Sigmund: Triebe und Triebchicksale, in: Studienausgabe, Bd. III, S. 107

² Vgl. Buchholz, Michael: Streit und Wider-Streit – Unbewußtheiten im kulturellen Kontext, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 1, S. 172 f.

weil "der andere Mensch als Nächster *A d e e* bleibt in einer unaufhebbaren Trennung."³ Die Erwartung einer *A c t e t* des Anderen ist ja gerade die Folie, auf der dann Aggression oder Hass sich artikulieren gegen diejenigen, die als unähnlich aufgefasst werden.

Unverfügbarkeit des Anderen, Andersheit, Unerreichbarkeit – das sind die Grundelemente, die der Anerkennung des Anderen zugrunde liegen sollten, aber wir machen i.d.R. gerade im Erziehungsprozess das genaue Gegenteil: wir erwarten Ähnlichkeiten: zwischen Kind und Eltern ('Du bist wie ich'), zwischen Kindern einer Klasse oder Altersgruppe, vergleichbare Interessen und Verhaltensweisen usw., und wir reagieren auf die wachsende Beunruhigung mit pädagogischen Maßnahmen, Therapeutisierung oder moralischen Appellen. Das führt dazu, dass die empfundene Beunruhigung als unangemessen erscheint und um so mehr Angst auslöst – die Angst, aufgrund der Unähnlichkeit, die jeder Mensch spürt, um die jede/r weiß, herauszufallen aus der Gruppe und dem Denken, das uns umgibt.

Jetzt fragen wir von hier aus erneut nach der Geschlechterdimension. Auch hier gibt es wieder zwei Ebenen. Auf der einen Ebene lässt sich jetzt leichter verstehen, warum Gewalt eine männliche Domäne ist. Das Aggressions*potentia* ist zweifellos bei Mädchen und Jungen gleich – allen Versuchen der Soziobiologie zum Trotz, Aggressivität auf den Hormonspiegel zurückzuführen. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die Angst- und Aggressionswerte bei Jungen/Männern mit der Höhe der Schulbildung zusammenhängen – Aggression ist ja nicht zuletzt ein Versagen der Sprache: "Gewalt ereignet sich, wenn die Sprache nicht mehr reicht, Spannungen zu erfassen und zu verarbeiten. Der Sprachlose 'platzt', und Hände und Füße übernehmen die Kommunikation."⁴

Aber das Aggressionspotential wird bei Mädchen und Jungen unterschiedlich beantwortet und kanalisiert. Neben den gesellschaftlichen Geschlechterbildern, die z.B. deutlich weniger tolerant sind bei der Verknüpfung von Aggression und Weiblichkeit, kommt jetzt vor allem die vorne beschriebene Struktur zum Vorschein: Die Konzeption des Männlichen als getrennt macht Angst, die Festlegung auf Aktivität verschiebt die Aufmerksamkeit an die Peripherie (die Körpergrenzen, das Außen) und vermischt sich dort unbewusst mit der (phantasmatischen) Notwendigkeit der Verteidigung des Genitales. Je größer die Beunruhigung über die eigene Geschlechtlichkeit und über das eigene Aufgehobensein, desto rigider werden die Strukturen sein, die der Junge (oder Mann) sich sucht oder aufbaut, damit sie ihm Halt geben.

Als psychosoziale Auffälligkeiten, die in Beratungsstellen erfasst wurden, überwiegen denn auch bei Jungen und männlichen Jugendlichen antisoziales und aggressives Verhalten, bei Mädchen Trennungsängste, Angst vor Beziehungsverlust und Selbstwertprobleme⁵ – folglich werden auch in Kindertherapien mehr Jungen vorgestellt als Mädchen, deren Probleme "weniger lärmend und stärker nach innen gewandt" sind.⁶ Bei Jugendlichen kehrt sich das Verhältnis dann um mit einer Zunahme v.a. von Essstörungen, psychosozialen Krankheiten und Depressionen bei weiblichen Jugendlichen.⁷ Bei jungen Männern werden Aggressivität und demonstrative, 'laute' Anpassungsprobleme eher vom gesellschaftlichen Männlich-

3 Wimmer, Klaus-Michael: Von der Identität als Norm zur Ethik der Differenz. Das Verhältnis zum anderen als zentrales Problem einer pädagogischen Ethik, in: Käte Meyer-Drawe et al.: Pädagogik und Ethik, Weinheim 1992, S. 169

4 Hanke, Ottmar: Gewaltverhalten in der Gleichaltrigengruppe von männlichen Kindern und Jugendlichen. Konzeptioneller Zugang - pädagogische Folgerungen, Pfaffenweiler 1998

5 Vgl. Hopf, Hans H., a.a.O., S. 177 f.

6 Ders.: Aggression in der analytischen Therapie mit Kindern und Jugendlichen, Göttingen 1998, S. 38

7 Vgl. ebd., S. 37 f.

keitsbild abgedeckt als bei Kindern, die überwiegend aus einer pädagogischen Perspektive als Wachsende und werdende betrachtet werden, die noch nicht voll in die Geschlechterrollen eingetreten sind. Die sozialen Probleme junger Frauen erscheinen dagegen gesellschaftlich gesehen als kontraproduktiv, während ihre stumme Vorgeschichte mit Selbstunsicherheiten und depressiven Zügen in der Mädchenzeit nicht zuletzt pädagogisch betrachtet als unauffällig oder angepasst empfunden wurde.

Wir sehen also zwei stereotype Erwartungen sich überkreuzen: In der Kinderzeit überwiegt als Forderung der Gesellschaft die Anpassung – folglich wird die laute Abweichung sanktioniert und als therapiebedürftig selektiert, aber das Verstummen (Brown/Gilligan) junger Mädchen fällt nicht weiter auf. Im Erwachsenenalter überwiegt als Forderung der Gesellschaft die aktive Teilnahme – und da werden Unsicherheit, Selbstzweifel und depressive Ichschwächen auffällig und gelten nun als therapiebedürftig, während aggressive Auffälligkeiten als (ein Stück weit) tolerierbarer Aspekt von Aktivität erscheinen.

Ich hatte vorher gesagt, Unverfügbarkeit, Andersheit, Unerreichbarkeit seien die Grundelemente, die der Anerkennung des Anderen zugrunde liegen. Die Andersheit des Anderen können wir nicht erfassen, auch eine Mutter kann ihr Kind nicht in seiner "Wahrheit" verstehen oder eine Lehrerin ihre SchülerInnen. Die Erwartung des Verstehen-Könnens, also besser als das Kind zu wissen, was los ist oder was es will, ist selbst ein aggressiver, gelegentlich sogar gewaltförmiger Akt. Und der resultiert gerade daraus, dass das Aushalten der Andersheit des Anderen in unserer Kultur keinen Wert und keine Tradition hat. (Im übrigen steht dahinter die innere Differenz, Nicht-Vollständigkeit des Menschen selbst, die er bei sich selbst nicht erträgt und deshalb nach außen verschiebt. Aber das zu diskutieren, würde an dieser Stelle zu weit führen.)

Deshalb ist "Gleichheit" auch eine so problematische Devise: gleich sind wir vor dem Gesetz und vor Gott, in jeder anderen Hinsicht sind wir ungleich, mit anderen Worten: Gleich sind wir als unpersönliche, sozusagen abstrakte Personen, als BürgerInnen, WählerInnen, Schulpflichtige, aber als Individuen, als Menschen sind wir unvergleichlich unterschiedlich. Mit scheint, dass sowohl in der Schule wie in den heutigen Elternhäusern die Tendenz besteht, diese beiden Ebenen zu verwechseln – womit nichts, aber auch gar nichts gewonnen ist.

Die Erfahrung der Unverfügbarkeit des Anderen macht ja auch deshalb große Angst, weil die eigene Unerreichbarkeit darin gespürt wird. Um den Anderen (ob Kind oder erwachsen) als anders, sogar als letztlich fremd, eigen und eigensinnig ertragen zu können, braucht es Verbindungen, die durch Orte, Regeln usw. gefestigt sind, die gewissermassen unzerstörbar sind, die Differenz ertragen, ohne erschüttert zu werden – innerhalb derer dann Interessen, Tätigkeiten usw. als gemeinsame, in Grenzen je eigenwillig und unterschiedlich gestaltet werden können. Das ist m.E. die Qualität, um die es geht bzw. gehen muss, damit wir nicht weiterhin Mädchen und Jungen in ihren jeweiligen, streng begrenzten Geschlechterbildern einfangen und dadurch immer aufs Neue Unsicherheiten und falsche Antworten erzeugen.

Sicherlich ist das keine Veränderung von heute auf morgen. Aber Gewalt entspringt ja nicht zuletzt gerade dem Versuch, "eine belastende Krisen- oder Konfliktsituation möglichst schnell zu lösen."⁸ Bessere Strategien im Umgang mit Aggressivität zu entwickeln, geht nicht von jetzt auf gleich, auch gibt es dafür keine "richtigen" pädagogischen Maßnahmen. Aber wenn wir die Beziehungen zwischen Menschen in dieser beschriebenen Weise verändernd angehen, werden sich für jeden Beteiligten neue Perspektiven eröffnen.

8

Beck, Klaus J.: Jungen und Gewalt, in: Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit, Opladen 2000, S. 205

Literatur:

BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung, Berlin 1996

Conell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999

Freud, Sigmund: Triebe und Tribschicksale, in: Studienausgabe, Bd. III

Buchholz, Michael: Streit und Wider-Streit – Unbewusstheiten im kulturellen Kontext, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41/1992, Heft 1

Wimmer, Klaus-Michael: Von der Identität als Norm zur Ethik der Differenz. Das Verhältnis zum anderen als zentrales Problem einer pädagogischen Ethik, in: Käte Meyer-Drawe et al.: Pädagogik und Ethik, Weinheim 1992

Hanke, Ottmar: Gewaltverhalten in der Gleichaltrigengruppe von männlichen Kindern und Jugendlichen. Konzeptioneller Zugang –pädagogische Folgerungen, Pfaffenweiler 1998

Brown, Lyn M. / Gilligan, Carol: Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Geschichte von Mädchen und Frauen, Frankfurt a.M. 1994

Beck, Klaus J.: Jungen und Gewalt, in: Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit, Opladen 2000

Anschrift der Autorin

PD Dr. Barbara Rendtorff

E-Mail: b.rendtorff@em.uni-frankfurt.de